Lily Gramatikov

Herausforderung Transsexualität

Über eine Verortung der transsexuellen Identität im Selbst

Zusammenfassung: Bis heute finden sich in der aktuellen medizinischen und psychoanalytischen Literatur pathologisierende Vorstellungen über die Ätiologie der Transsexualität. Die historische und ethnologische Forschung weist auf die Universalität der Transsexualität hin und zeigt darüber hinaus, daß andere Gesellschaften mehr als zwei Geschlechter kennen. Die derzeit in den westlichen Ländern gültige Auffassung der Dualität der Geschlechter mit den sich ausschließenden Ausprägungen »Mann« und »Frau« stellt sich damit als kulturell geprägt heraus. Judith Butler und andere Vertreter/innen der Queer Theory haben die herrschende strikte Geschlechtsdualität als Ergebnis eines Prozesses gefaßt, der maßgeblich durch gesellschaftlich vorgegebene Kategorien beeinflußt ist. Die pathologisierende Sichtweise auf die transsexuelle Identität in der Medizin und der Psychotherapie kann als Abwehr gegen verdrängte eigene gegengeschlechtliche Anteile verstanden werden, die im Kontakt mit transsexuellen Menschen aktualisiert werden und die Geschlechtskohäsion bedrohen. Psychoanalytisch läßt sich die Ambiguität des Geschlechtlichen als Ausdruck unbewußter Identifizierungen mit den frühen Objekten beider Geschlechter fassen. Bei der transsexuellen Identität handelt es sich jedoch offensichtlich nicht um ein Ergebnis der unbewußten Objektwahl, der Triebschicksale oder der Identifizierungsprozesse. Sie erscheint vielmehr als ein basaler und bewußter Teil des Selbst. Es wird die Hypothese aufgestellt, daß sich die transsexuelle Identität während der ersten Entwicklungsphase der psychischen Struktur des subjektiven Selbst ausbildet, an der Schnittstelle zwischen körperlicher Konstitution und sozialer Formung.

Schlüsselwörter: Transsexualismus, Transgender, Geschlechtsidentität, Geschlechtsrollenwechsel, Geschlechtsanpassung

Abstract: Untill today some of the contemporary medical and psychotherapeutic literature displays stigmatizing ideas about the aetiology of

transsexuality. Yet historical and ethnological research shows that being transsexual is widespread. In fact some societies prove to have more than just two types of gender. Dividing gender in only two distinct categories of being either »male« or »female«, as it is valid to the western world, turns out to be socially shaped. Judith Butler, as well as other supporters of the queer theory, identifies the restrictive view of the male-female binary being caused by preestablished and culturally constructed categories. Stigmatizing definitions by physicians and psychotherapists about transsexuality may reveal the need to suppress counter-gender aspects of the own personality, actualized while working with the transsexual person, in order to maintain the cohesion of ones gender identity. In psychoanalytic theory the ambiguity of gender may be explained as a result of the unconscious identification with the primary objects of both genders. However it seems that the transsexual identity is not originating in issues like object choice, drive manifestation or identification processes. Instead the transsexual identity appears to be a basic and conscious part of the self. It is hypothesised that the transsexual identity develops during the first stage of the evolving subjective self, at the interface of physical constitution and social influence.

Keywords: transsexuality, transgender, gender identity, gender transition, gender reassignment

Bekanntermaßen bezeichnet Transsexualität kein sexuelles Phänomen, sondern eine Variation bezüglich der Geschlechtsidentität. Transsexuelle identifizieren sich nicht mit dem Geschlecht, das durch ihren Körper angezeigt wird. Vielmehr fühlen sie sich dem entgegengesetzten Geschlecht zugehörig. Transsexuelle wurden – zunächst bis zur Abschaffung des Homosexuellenparagraphen im Jahr 1973 zusammen mit Homosexuellen und Transvestiten – bis weit in die 1990er Jahre in den westlichen Gesellschaften als pervers oder zumindest als krank angesehen (vgl. Kämmerer 2010, S. 9). Bis heute wird die Transsexualität in der Medizin und der Psychologie meist als Ergebnis einer pathologischen Entwicklung betrachtet. Besonders hartnäckig hält sich die Vorstellung, das Transsexuelle sei Ausdruck einer malignen Persönlichkeitsstörung, insbesondere vom Borderline oder narzistischen Typus. Wie Pfäfflin bemerkt,

> »war es in analytischen und teilweise auch in sexualwissenschaftlichen Kreisen modern, bei allen transsexuellen Patienten eine Borderline-Persönlichkeitsorganisation oder gar eine Borderline-Störung zu diagnostizieren und Transsexualismus näher an die Perversion zu rücken« (Pfäfflin 2008, S. 323).

Zu dieser schwerwiegend falschen Einschätzung hat die Psychoanalyse erheblich beigetragen. Im psychoanalytischen Kontext wurde Transsexualität als Ausdruck einer fehlgeschlagenen präödipalen Trennung vom Mutterobjekt, einer mangelhaften ödipalen Konfliktlösung oder auch als narzistischer Selbstheilungsversuch verstanden (Übersicht ebd., S. 323ff.). Zur Rechtfertigung dieser Erklärungsversuche wurde besonders häufig auf die Theorie von Person und Ovesey aus dem Jahr 1983 verwiesen[1]. Person und Ovesey treffen in Bezug auf ihre Hypothesen zur Ätiologie der Transsexualität keine Unterscheidung zwischen Transsexuellen, Transvestiten und Homosexuellen, sondern summieren die genannten Phänomene einheitlich unter der Kategorie »intergeschlechtliche Identitätsprobleme«. Auch bezieht sich ihre Theorie auf die Entwicklung der Transsexualität bei biologischen Männern, die nach ihrer Ansicht viermal häufiger auftritt als bei biologischen Frauen. Nach Person und Ovesey zeigen sich in der Feminität von Transsexuellen »Verschmelzungsphanatsien mit der Mutter [...], die Trennungsängste abwehren sollen« (1993, S. 522). Nach ihrer Überzeugung, muß für den Fall, daß

> »keine körperlichen oder biologischen Abnormitäten vorliegen, [...] die Ambivalenz [der Kern-Geschlechtsidentität] das Ergebnis eines Konflikts sein. Dieser Konflikt entsteht gewöhnlich während der Loslösungs- und Individuationsphase und hat Verzerrungen im Selbstbild und Störungen in den Objektbeziehungen zur Folge« (ebd.).[2]

Erst langsam setzt sich die Haltung durch, daß die Ätiologie der Transsexualität weitgehend unbekannt ist. Wolfgang Senf und Bernhard Strauß bieten in einer aktuellen Überblicksarbeit zum Thema folgende Zusammenfassung: »Es besteht heute Konsens darüber, daß transsexuelles Erleben offenbar das Resultat sequenzieller, in verschiedenen Abschnitten der psychosexuellen Entwicklung gelegener, eventuell kumulativ wirksam werdender Einflussfaktoren ist« (2009, S. 7f.). Weiter heißt es:

> »Die Tatsache [...], daß es sehr frühe Manifestationen schon im Kindesalter gibt, und letztlich auch die Tatsache, daß der transsexuelle Mensch seiner inneren Entwicklung nicht entkommen kann und diese bisher auch nicht zu beeinflussen

1 Der zunächst im Journal of the American Academy of Psychoanalysis erschienene Artikel wurde im übrigen 10 Jahre später, also 1993, unverändert in der Psyche veröffentlicht.

2 Leider halten sich diese vermeintlichen Erklärungstheorien hartnäckig. In einem Lehrbuch über sexuelle Störungen aus dem Jahr 2007 von Brigitte Vetter (Vetter 2007, S. 273ff.) werden unter dem Stichwort Ätiologie der Transsexualität solche psychoanalytischen Erklärungsmodelle unkommentiert wiedergegeben und damit als evident dargestellt.

> ist, weder durch medikamentöse noch durch psychotherapeutische Interventionen, läßt vermuten, daß biologische Faktoren eine wichtige Rolle spielen« (ebd.).

Und sie betonen, dass

> »bisher [...] keine Psychotherapie eine Transsexualität in dem Sinne ›geheilt‹ [hat], daß die ursprüngliche Geschlechtsidentität ›normal‹ geworden wäre. Publizierte Kasuistiken, in denen das dargestellt wird, sollten daraufhin geprüft werden, ob es sich um eine Transsexualität gehandelt hat« (ebd.).

Die klinische Erfahrung zeigt, daß viele transsexuelle Menschen psychisch ausgesprochen gesund sind, sowohl symptomatisch wie auch bezüglich ihrer strukturellen Fähigkeiten. Andere weisen erhebliche psychische Symptome auf, darunter depressive Beschwerden, soziale Ängste und Selbstverletzungen. Häufig ist der Zusammenhang zur Transsexualität im Sinne einer reaktiven Störungen eindeutig. In diesen Fällen kann es zu dramatischen Symptomreduzierungen nach dem Geschlechtsrollenwechsel kommen[3]. Das Leben im biologischen, aber eben falschen Geschlecht stellt eine immense Bürde dar, die die adaptiven Fähigkeiten überfordern kann. Ein anderer oder eine andere sein zu müssen, als die innere Selbstwahrnehmung anzeigt, führt vor allem bei restriktiven äußeren Verhältnissen, in denen die transsexuelle Person keine Nischen für die Auslebung der eigentlichen Identität findet, zu einer inneren Abschottung der Selbstidentiät. Im Kontakt mit der sozialen Umwelt muß mit erheblichem Energieaufwand die andere, von der Umwelt erwartete Identität aufrechterhalten werden. Spontaneität, Gefühlsausdruck, emotionaler Kontakt mit anderen, Intimität und vieles mehr kann unter solchen Umständen nur sehr eingeschränkt gelebt werden. Deshalb stellt das Outing einen entscheidenden Wendepunkt dar und die Reaktionen auf das Outing determinieren häufig den weiteren Verlauf der psychischen Belastung. Insbesondere die Reaktion der Eltern hat für eine positive Selbstakzeptanz, transsexuell zu sein, einen zentralen Stellenwert. In den biografischen Schilderungen von Transsexuellen finden sich fast immer Phasen von massivem Selbstzweifel, der sich bei einigen bis zum Selbsthass steigern kann. Die Kategorisierung der Transsexualität im Medizinbetrieb wie auch im Verständnis der behandelnden Psychotherapeuten als krankhaft, als fehlgeleitete Entwicklung, als Ausdruck einer Persönlichkeitsstörung etc. ist deshalb nicht nur aus wissenschaftlichen

3 Wie in allen anderen Gruppen auch gibt es selbstverständlich transsexuelle Menschen, die unter von der Transsexualität unabhängigen psychischen Belastungen oder Persönlichkeitsstörungen leiden.

Gründen abwegig, sie konfrontiert transsexuelle Personen auch mit ihren inneren, teils unbewußten Befürchtungen eines eigenen Defizits oder einer eigenen Wertlosigkeit und bestätigt sie scheinbar darin. Sie fürchten, krank zu sein, verrückt oder minderwertig, nach dem Outing als Freak oder Kinderschreck angesehen zu werden, auch nach dem Geschlechtsrollenwechsel noch als »Transe« – wie es abwertend heißt – erkannt zu werden. In solchen Ängsten der Betroffenen zeigt sich erneut der gesellschaftliche Umgang mit der Transsxualität, der geprägt ist von Distanzierung und Abwertung. Die Vorstellung, die Geschlechtsidentität könne durch die sichtbare biologische Körperlichkeit nicht eindeutig festgelegt sein, führt offensichtlich zu erheblicher Verwirrung und Angst. Die Kategorie Geschlecht scheint nur in zwei möglichen Ausprägungen – nämlich »Mann« oder »Frau« – existent zu sein. Mögliche weitere Ausprägungen, also ein drittes oder viertes Geschlecht, bewegen sich außerhalb unseres von der westlichen Kultur geprägten gedanklichen Horizonts. Ethnologische Forschungen über die jeweiligen Vorstellungen und Verhaltensnormen für Männer und Frauen in verschiedenen Völkern zeigen jedoch die Kulturabhängigkeit der Geschlechterdichotomie. Möglichkeiten eines Geschlechtswechsels oder die Existenz von mehr als zwei Geschlechtern sind für viele Kulturen dokumentiert. Beispiele dafür sind die Two-Spirits der indigenen Völker Nordamerikas (Kämmerer 2010), die Hijras auf dem indischen Subkontinent (Nanda 1990), die Xanith im Oman (Kämmerer 2010), die Sworn Virgins in Albanien, Montenegro, Mazedonien und dem Kosovo (Kämmerer 2010) oder die Fakafefine auf Tonga (Heinemann 1998). Anhand der nordamerikanischen Two Spirits und der indischen Hijras soll exemplarisch gezeigt werden, welche Geschlechtsrollen außerhalb der Geschlechtsrollendichotomie möglich seien können. Two Spirits[4] gab es in vielen indigenen Gruppen des nordamerikanischen Kontinents und der Geschlechtsrollenwechsel wurde je nach Gruppe unterschiedlich praktiziert. Der Wechsel war aus beiden biologischen Geschlechtern ins jeweils andere möglich. Mit dem Geschlechtsrollenwechsel war vor allem eine soziale Komponente, weniger eine körperliche oder sexuelle Motivation verbunden. Der gesellschaftliche Rollenwechsel ging in den jeweiligen nordamerikanischen Stämmen mit unterschiedlichen rituellen Übergängen einher. Auch die soziale Anerkennung sowie die sozialen Regeln der Two Spirits waren unterschiedlich. In manchen Stämmen wurden ihnen besondere spirituelle

4 Der Name »Two Spirits« entspricht der Selbstbezeichnung der nordamerikanischen Indigenen. In der ethnologischen Forschung hat sich demgegenüber die Bezeichnung Berdache durchgesetzt, die ursprünglich von den Eroberern Nordamerikas verwendet wurde. Mit Berdache verbindet sich jedoch eine negative Konnotation, so daß hier auf diesen Ausdruck verzichtet wird.

Fähigkeiten zugesprochen und sie galten als Schamanen. In anderen Stämmen übernahmen sie besondere handwerkliche Tätigkeiten. Auch vorübergehende Geschlechtswechsel waren möglich. So wurden die Warrior Women zu Kriegerinnen, bei großer Tapferkeit und Kampfkunst konnten sie auch Häuptling werden. Gleichwohl führten einige Warrior Women nach den kriegerischen Begegnungen ihre traditionelle Rolle als Mutter und Ehefrau weiter. Da es heutzutage keine Two Spirits mehr gibt, sind Aussagen über die soziale Geschlechterordnung bei den indigenen Völker Nordamerikas nur begrenzt möglich und es existieren verschiedene Erklärungsversuche über die Hintergründe und Motivationen des Gender Crossings. In der ethnologischen Forschung scheint sich jedoch die Auffassung durchzusetzen, daß die Gesellschaften der Plains Indians ihren Individuen alternative Geschlechterrollen zur Verfügung stellten und sich die Einzelnen anhand ihrer jeweiligen Fähigkeiten in eine entsprechende Rolle einfügen konnten. Es handelte sich um eine »Auswahl an Geschlechtern, die nicht unbedingt dem biologischen Geschlecht entsprechen mussten« (Kämmerer 2010, S. 28). Mit dem Geschlechtswechsel wurde also nichts Abartiges oder Minderwertiges verbunden. Tanja Kämmerer wirft in ihrer Untersuchung über das dritte Geschlecht die Frage auf, ob

> »die indigenen Völker Nordamerikas ein anderes Weltbild [hatten], das sich gänzlich von unserem unterscheidet und in dem die [...] [Two Spirits] weder einen Zwischenstatus einnahmen noch zum anderen Geschlecht überwechselten. Vielleicht waren sie einfach ein soziales Geschlecht für sich, das wir mit unseren westlichen Kategorien nicht erfassen können« (ebd., S. 28).

Im Gegensatz zu der untergegangen Kultur mit ihren Möglichkeiten des Gender Crossing der indigenen Bevölkerung Nordamerikas sind die Hijras weiterhin Bestandteil der indischen Gesellschaft und erfüllen dort bis heute – wenn auch in geringerem Ausmaß als vor einigen Jahrzehnten – bestimmte rituelle Praktiken. Hijras werden bereits in den hinduistischen Veden erwähnt. Während der islamischen Herrschaft Indiens waren sie geschätzte Diener am königlichen Hof und wurden vom Staat geachtet und gefördert (Nanda 1990). Erst mit Beginn der britischen Kolonialzeit wurde in Indien das Zwei-Geschlechter-System eingeführt und die Hijras verloren die staatliche Anerkennung. Hijras bezeichnen sich selber als »neither men nor women«. Sie sind ursprünglich Männer, jedoch sind nicht alle transsexuell oder intersexuell in unserem westlichen Verständnis. Ihre weibliche Kleidung und die rituelle Kastration verweisen einerseits auf das weibliche Geschlecht, andererseits übertreten die Hijras durch ihr sexualisiertes und offenes Verhalten die strenge indische Norm der weiblichen Geschlechtsrolle. Die Entfernung

von Penis und Hoden verbindet sie nach der indischen Mythologie mit ihrer Göttin Bahuchara Matu, als deren Dienerinnen sie sich ansehen. Diese Verbindung gibt ihnen spirituelle Macht über die weibliche Fruchtbarkeit, so daß sie für die Segnungen bei Hochzeiten und Geburten zuständig sind. Hijras gibt es sowohl in den hinduistischen wie auch den islamischen Gebieten Indiens. Sie finden sich auch in Pakistan und Bangladesh. In der zunehmend westlich geprägten Gesellschaft Indiens werden sie einerseits diskriminiert (vgl. Kämmerer 2010; Fels 2005), andererseits haben sowohl Indien als auch Pakistan Anfang 2011 ein drittes Geschlecht rechtlich anerkannt, so daß sich Hijras in ihrem Pass nicht mehr – wie durch die Briten eingeführt – als »male« bezeichnen müssen (vgl. NZZ Online 20.04.2011).

Die Auflösung der Geschlechterdichotomie in den genannten Beispielen verdeutlicht, daß unsere Vorstellung von Geschlecht als duale a priori Kategorie ein Bestandteil unseres heutigen westlichen Denkens ist. Die Geschlechterdichotomie basiert dabei vor allem auf unserem Verständnis der Kategorie Geschlecht als naturalistische Kategorie, d.h. auf der Annahme, daß die biologischen Unterschiede eine maßgebliche Ursache für die Aufteilung in zwei und nur zwei voneinander unterschiedene Geschlechter darstellt. Aber auch die scheinbar objektive biologische Fundierung der Kategorie Geschlecht ist weniger natürlich als von uns gemeinhin angenommen. Auch der Körper unterliegt einer kulturellen Prägung. Dafür lassen sich verschiedene Belege anführen. So hat der Historikers Thomas Laqueur (1992, zit. nach Kämmerer 2010) die Geschichte der körperlichen Geschlechtsvorstellungen für den europäischen Kulturkreis von der Antike bis heute untersucht. Demnach war bis zum 18. Jahrhundert nur ein Geschlecht bekannt, in dem die Frau als Kopie des Mannes galt. Der anatomische Unterschied wurde als ein Geschlechtsorgan konzipiert, bei dem die Vagina als das nach innen gestülpte männliche Genitale angesehen wurde. Bis ins 19. Jahrhundert wurden die Keimdrüsen als männliche oder weibliche Hoden bezeichnet. Die Körperflüssigkeiten galten als unterschiedlich verteilt und ineinander verwandelbar. Die damalige Medizin ging also nicht von zwei biologisch unterschiedlichen Geschlechtern aus, sondern die Gleichheit im Körperlichen war entscheidend. Der eine menschliche Körper unterlag Abweichungen, die fließend waren und deren Charakteristika »wie Temperatur, Blut und Samenerguss [...] beiden Geschlechtern zugesprochen werden [konnten]« (Kämmerer 2010, S. 34f.). Erst mit der Aufklärung und der Beseitigung der Standesunterschiede wurde die Differenzierung zwischen Mann und Frau wichtig, da der Zugang zum Wahlrecht den Frauen vorenthalten wurde. Im Zuge dieses sozialen Umbruchs wurden nach Laqueur (1992) die neuen Erkenntnisse über den menschlichen Körper dazu verwendet, die biologischen Geschlechtsunterschiede

zu betonen und zwei von einander getrennte Geschlechter zu schaffen. Ein weiteres Beispiel für die kulturelle Bedeutungszuschreibung von scheinbar objektiven körperlichen Gegebenheiten sind die bis weit in die 90er Jahre geltenden Operationsanweisungen für Babys, die mit intersexuellen, also nicht eindeutigen Genitalien geboren wurden. Zentral war dabei die Vorgabe, ein möglichst unauffälliges Geschlechtsorgan zu modulieren, das für den heterosexuellen Geschlechtsverkehr, also für die Penetration, sei es aktiv oder passiv, verwendbar sein sollte. Bei solchen Operationen wurde in Kauf genommen, daß die sexuelle Sensibilität verloren ging (vgl. Richter-Appelt 2009). Die Gender Aktivistin Riki Wilchins bringt diese Operationspraxis demonstrativ auf den Punkt:

> »Wenn dein Organ kleiner als ein Zentimeter lang ist, ist es eine Klitoris und du bist ein Mädchen. Wenn es länger als etwa zweieinhalb Zentimeter ist, ist es ein Penis und du bist ein Junge. Wenn es aber dazwischen liegt, bist du ein Hermaphroditen-Baby: Das Organ ist eine vergrößerte Klitoris und wird abgeschnitten« (Wilchins 2006, S. 96f.).[5]

Der Humangenetiker Eric Vilain betont, daß sich für die Klassifikation in »Mann« oder »Frau« unterschiedliche biologische Kriterien heranziehen lassen und daß möglicherweise die derzeit bekannten Kriterien nicht ausschlaggebend sind. Am Beispiel des Olympischen Komitees schildert Vilain die historische Entwicklung der Geschlechtsbestimmung. Bis 1986 wurde jeder Athlet von einem Arzt auf seine äußeren Genitalien untersucht. Da diese körperliche Untersuchung von vielen Athleten als degradierend empfunden wurde, wurden ab 1986 chromosonale Untersuchungen eingeführt. Wer XY hatte, war ein Mann, wer XX aufwies, eine Frau. Nachdem 1992 das SRY Gen als Trigger für die männliche Geschlechtsentwicklung entdeckt worden war, wurde die Existenz bzw. das Fehlen des SRY Gens von Seiten des Olympischen Komitees zur Feststellung des Geschlechts festgelegt. Jedoch schon 1996 wurde diese Vorgehensweise wieder abgeschafft, nachdem neue Fälle genetischer Abweichungen bekannt geworden waren und deutlich wurde, daß die genetische Ausstattung nur unzureichend etwas über das tatsächliche Geschlecht aussagt. Nach den bis dahin geltenden Regeln des olympischen Komitees wären Männer, die einen XX Chromosomensatz aufweisen, obgleich sie einen Penis und Hoden haben, als Frauen eingestuft worden. Das Wissen über die Existenz solcher Fälle erschwert die Einordnung erheblich.

5 Zur Diskussion über die Operationspraxis bei intersexuellen Babys vgl. auch Fausto-Sterling 1993 und 2000.

Seit 1996 werden deshalb nur noch dann Untersuchungen an Athleten durchgeführt, wenn ein massiver Verdacht einer fehlerhaften Zuordnung besteht. Nach Vilain ist die Ätiologie der körperlichen und psychischen Geschlechtsentwicklung weit komplizierter als bislang angenommen. Seines Erachtens ist auch die Geschlechtsidentität nicht nur sozial geprägt, sondern wird durch hormonelle und genetische Faktoren mit beeinflusst, sowie durch eine Reihe weiterer Bedingungen, die heute noch völlig unbekannt sind.

In Bezug auf die Transsexualität verdeutlicht die kulturelle Bedeutung von Körper, daß die vermeintlich klare, biologische Grundlage des Geschlechts nie eindeutig ist und daß die Schlußfolgerung von dem äußeren körperlichen Erscheinungsbild auf das Geschlecht keiner biologischen Notwendigkeit sondern einer kulturellen Vereinbarung entspricht. Allerdings werden heutzutage in der Diskussion über Transsexualität zunehmend biologische Ursachen zur Erklärung herangezogen. In einer Übersichtsarbeit von Nieder und Richter-Appelt kommen die Autoren jedoch zum Schluss, daß »aktuell keine Studie existiert, die eine GID [Gender Identity Disorder] [...] monokausal und generalisierend mit hormonellen oder genetischen Auffälligkeiten in Verbindung bringen kann« (Nieder/Richter-Appelt 2009). Untersuchungen, die darauf abzielen, mit Hilfe der bildgebenden Verfahren die zerebralen Reaktionen von Männern mit Mann-zu-Frau Transsexuellen zu vergleichen, also zwei Personengruppen, die – so zumindest der gegenwärtige Kenntnisstand – genetisch gleich ausgestattet sind, zeigen jedoch deutliche Unterschiede. Die zerebralen Reaktionen der Gruppe der Mann-zu-Frau Transsexuellen ähneln nicht denen der Männer, sehr wohl aber den entsprechenden zerebralen Reaktionen von Frauen. Die untersuchte Hirntätigkeit entspricht bei den Mann-zu-Frau Transsexuellen also nicht dem biologischen Geschlecht sondern dem Identitätsgeschlecht (Gizewski 2009). Unklar ist jedoch, ob solche Untersuchungsergebnisse tatsächlich eine vorwiegend biologische Verursachung der Transsexualität nahe legen. Das trotz der bislang fehlenden Beweise einer biologischen Verursachung von Transsexualität gerade von Psychotherapeuten, die per se einer biologistischen Herangehensweise eher kritisch gegenüber stehen müssten, dennoch auf eine mögliche biologische Verursachung verwiesen wird, scheint paradoxerweise mit der zunehmenden Entpathologisierung zusammenzuhängen. Der klinische Eindruck, daß es sich bei transsexuellen Personen um psychisch ausgesprochen gesunde Menschen handeln kann, führt zu der Suche nach einer anderen Verursachung der verwirrenden Ambiguität des Geschlechtlichen. Eine biologische Ursache würde diese Verwirrung auflösen und eine Eindeutigkeit herbeiführen, die gerade durch den Prozeß der Entpathologisierung verlorengegangen ist.

Nicht pathologische und zugleich nicht biologische Sichtweisen auf die Geschlechtlichkeit finden sich in anderen wissenschaftlichen Disziplinen. Dabei nimmt die sogenannte Queer Theory einen zentralen Stellenwert ein. Sie basiert maßgeblich auf der Theorie der US-amerikanischen Philosophin Judith Butler. Butler versteht sich als Kulturkritikerin, die sich, ausgehend vom feministischen Diskurs der 1980er Jahre, die von Derrida und Foucault vertretene postmoderne Analysestrategie der Dekonstruktion aneignet, sich jedoch auch auf Freud und Lacan beruft. In ihrem 1990 erschienen Buch *Gender Trouble* – auf Deutsch *Das Unbehagen der Geschlechter* – legte sie eine dekonstruktivistische Sichtweise auf die Kategorie Geschlecht vor. Sie analysiert darin die Geschlechterordnung in unserer Gesellschaft. Nach ihrem Verständnis ist die Ausgestaltung des Geschlechtlichen als Ausdruck der herrschenden Macht, also als Ausdruck der heterosexuellen Matrix, zu verstehen. Die Kategorie Geschlecht ist eine durch die Kultur bereitgestellte Kategorie, in ihrer Terminologie eine performative Kategorie (vgl. Butler 1991). Durch das wiederholte Zitieren von Normen wird eine Wirklichkeit erst geschaffen. Beispielsweise erzeugt das Wiederholen der Worte »es ist ein Junge« eine Wirklichkeit, bei der gleichzeitig die Geschichtlichkeit dieser Wirklichkeit verborgen bleibt. Geschlechtsidentität ist demnach etwas Hergestelltes, das unter anderem auf der Zurückweisung der homosexuellen Objektwahl und der Aufrechterhaltung rigider Geschlechternormen basiert. In einem späteren Artikel fasst Butler die Entstehung der heterosexuellen Norm als einen Vorgang, bei dem sich die von Freud in seiner Arbeit über die Melancholie beschriebenen Prozesse der Identifizierung mit dem verlorenen Objekt in der von der Norm geforderten Aufgabe homosexueller Bindungen aufzeigen lassen (Butler 2001).

Gender-Aktivistinnen haben sich die Auffassung des Geschlechts als kulturelle Konstruktion zu eigen gemacht, da sie sich durch diese Konzeptualisierung eher repräsentiert fühlen als im vorherrschenden medizinischen Diskurs. Dennoch scheint das Konzept besser für die homosexuelle Community mit ihren diversifizierenden Aspekten von Drag Queens und Drag Kings geeignet. Transsexuelle fühlen sich durch eine Theorie, in der die Geschlechtsidentität als flüchtig und passager betrachtet wird, aufgrund ihres subjektiven Erlebens einer gerade eben eindeutigen, aber zur körperlichen Ausstattung entgegengesetzten Geschlechtsidentität häufig erneut missverstanden. In der transgender Szene, in der sich homosexuelles Drag, heterosexuelle Cross-dresser und transvestititsches Begehren vereinen, wird demgegenüber der transsexuelle Wunsch einer körperlichen Geschlechtsumwandlung als konservativ bewertet, so daß sich viele Transexuelle aus dieser Community ausgeschlossen fühlen. Dessen ungeachtet ist die von der Queer Theory vorgenommene Entnaturalisierung des körperlichen Geschlechts, also die Untersuchung der kulturellen Zuschreibung von Bedeutung, die dem Körper anhaftet – und durch die es erst möglich wird, scheinbar biologische Vorgaben zu hinterfragen – eine Voraussetzung dafür, Transsexualität nicht als einen Widerspruch in sich zu begreifen. Die Queer Theory ist besonders dann hilfreich, wenn es um das Verständnis des gesellschaftlichen Umgangs mit wie auch der psychotherapeutischen Reaktionen auf die Transsexualität und den Geschlechtsrollenwechsel geht. Im psychotherapeutischen Milieu wird nach meiner Erfahrung dem transsexuellen Wunsch nach einer operativen Geschlechtsanpassung generell mißtraut. Meist wird darauf verwiesen, daß der Operationswunsch ein Zeichen für das Beharren des Patienten sei, die biologische Realität nicht anerkennen zu wollen und sich der Patient in eine Illusion flüchte. Auch stehe der vom Patienten geäußerte Wunsch nach körperlicher Eindeutigkeit und seine Erwartung an den Psychotherapeuten, ihm bei der Verwirklichung dieses Wunsches behilflich zu sein, im unauflösbaren Gegensatz zum psychoanalytischen Selbstverständnis, Dinge als vieldeutig und überdeterminiert anzusehen. Psychotherapeutisches Ziel müsse deshalb sein, die Bedeutungen zu entschlüsseln und nicht Fakten zu schaffen. Wenn wir die Prämisse akzeptieren, daß auch primäre biologische Gegebenheiten kulturell ausgestaltet werden und von uns nur in dieser bereits mit Bedeutung behafteten Form wahrgenommen werden können, läßt sich der Bias in der professionellen Betrachtung und vor allem in der damit verbundenen emotionalen Reaktion auf das scheinbar »Unnatürliche« der transsexuellen Existenz analysieren. Die Angst und Verunsicherung, die im Kontakt mit transsexuellen Menschen, ihrem Geschlechtsrollenwechsel und eventuellen geschlechtsangleichenden Operationen im professionellen Gegenüber entsteht, kann offensichtlich nur schwer als Bedrohung der eigenen Persönlichkeit verstanden und ausgehalten werden, sondern muß an den Patienten zurückgegeben werden. In der Arbeit mit transsexuellen Menschen ist es jedoch zentral, die Verwirrung im Kontakt mit transsexuellen Patienten nicht alleine in der transsexuellen Person zu verorten, sondern als intersubjektives Ergebnis der therapeutischen Beziehung zu betrachten. Der intersubjektive Ansatz in der Psychoanalyse beschreibt die Verwicklung von Patient und Analytiker als zentrales Agens jeder therapeutischen Begegnung. So heißt es bei Stolorow, Atwood und Brandschaft, die maßgeblich die intersubjektivistische Sichtweise geprägt haben:

> »Das Ideal des neutralen und objektiven, undurchschaubaren und weisen Analytikers ist ein [...] Bild [der isolierten Psyche]. Es [...] verleugnet, daß der Analytiker mit seiner eigenen psychischen Organisation auf vielerlei Weise in all die Phänomene einbezogen ist, die er beobachtet und zu behandeln versucht« (1994, Epilog, zit. n. Jaenicke 2006, S. 15f.).

Sie beschreiben auch die Funktion des Beharrens auf Neutralität: »Analytiker sind vor allem dann geneigt [...] Neutralitätsansprüche geltend zu machen, wenn die Übertragungszuschreibungen ihrer Patienten bedeutsame Aspekte ihres eigenen Selbstgefühls bedrohen« (Orange; Atwood; Stolorow 1997, S. 56, zit. n. Jaenicke 2006, S. 17). Die Konfrontation mit der Geschlechtsambiguität aktiviert in der Gegenübertragung eigene abgewehrte Selbstanteile, die zur Erhaltung der geschlechtlichen Selbstkohärenz verdrängt werden müssen. In der Begegnung mit dem transsexuellen Patienten entstehen dadurch erhebliche Widerstände, die in die psychotherapeutische Situation einfließen und diese mitgestalten. Zudem werden im Zusammenhang mit den vom Patienten geäußerten Operationswünschen unweigerlich eigene Ängste der körperlichen Unversehrtheit wach. Diese Prozesse sind meines Erachtens für die häufig verzerrte Wahrnehmung des Wunsches nach einem Geschlechtsrollenwechsel verantwortlich und lassen die Massivität mancher Attacken auf einen Geschlechtsrollenwechsel verstehen. Beispielsweise äußerte Reimut Reiche 1982 die Meinung, die geschlechtsangleichenden Operationen machen Transsexuelle zu Monstern, eine Anschuldigung, die Reiche zwei Jahre später zurücknahm (s. Pfäfflin 2008, S. 322). Hier wird die Distanzierungsnotwendigkeit von der transsexuellen Identität besonders deutlich. Die von Butler vorgenommene Dekonstruktion der Geschlechterordnung verweist auf die dabei wirksamen Prozesse. Die Operationspraxis ergibt sich aus diesem Blickwinkel betrachtet zwangsläufig aus der allgegenwärtigen Macht der heterosexuellen Norm und der Geschlechterdichotomie. Weil unsere Gesellschaft keinen Platz für geschlechtsbezogene Lebensformen außerhalb der eindeutigen Passung von Körper und Geschlecht kennt – und dazu zählt beispielsweise, daß wir keinen Mann mit weiblicher Brust denken können – wird bei transsexuellen Menschen ein Leben in ihrem eigentlichen Geschlecht nur bei möglichst perfektem Erscheinungsbild akzeptiert und das beinhaltet per se operative Eingriffe.

Müssen wir uns also als Psychotherapeuten im Allgemeinen und als Psychoanalytiker im Speziellen damit zufrieden geben, zum ätiologischen Verständnis der Transsexualität nichts beitragen zu können und das Feld anderen, vor allem der somatischen Medizin und der Biologie überlassen? Butler und der postmoderne Diskurs haben auch die Psychoanalyse beeinflusst, zunächst ab Mitte der 1990er Jahre Psychoanalytiker/innen der Relational Group[6] um Stephen Mitchell, wie Adrienne Harris, Virginia Goldner und Muriel Dimen, später auch europäische Analytiker/innen wie beispielsweise Susanne Heenen-Wolf oder Ilka Quindeau. In den von ihnen vorgelegten Arbeiten

6 Die Gruppe gehörte zum New Yorker William White Institute.

wird die dekonstruktivistische Position in psychoanalytische Konzepte und Hypothesen übersetzt und weiterentwickelt. Die Geschlechtsidentität wird von diesen Autorinnen als eine durchlässige psychische Struktur verstanden, die auf der prinzipiellen, häufig jedoch unbewußten Identifizierung mit beiden Geschlechtern beruht. Die Entwicklung der Geschlechtsidentität wird als Prozeß der präödipalen Identifikationen und anschließenden ödipalen Lösung beschrieben, ein Prozeß der gleichzeitig, ähnlich wie bei Butler, der Anpassung an die heterosexuelle Matrix dient. Sowohl im Verlauf dieser Entwicklung als auch bei der Aufrechterhaltung der einmal erreichten Geschlechtsidentität müssen andere, widersprüchliche Anteile verworfen werden (vgl. Heenen-Wolf 2010, die sich auf das Konzept der Verwerfung nach Lacan bezieht). Goldner (1994) konzeptualisiert die Geschlechtsidentität als eine Entwicklungsleistung, die, so Goldner,

> »die Aktivierung von pathologischen Prozessen erfordert, insofern alle nicht mit der Geschlechtsidentität übereinstimmenden Gedanken, Handlungen, Antriebe, Stimmungen oder Merkmale verleugnet, versetzt, (de)plaziert (wie bei der projektiven Identifizierung), abgespalten oder [...] umbenannt werden« (1994, S. 222f.).

Die relationalen Positionen betonen die Mehrdeutigkeit des Geschlechtlichen aufgrund unbewußter Identifikationen mit den frühen Objekten beider Geschlechter und die Auswirkungen dieser Identifikationen auf die spätere Gestaltung von homosexuellen und heterosexuellen Objektwahlen. Heenen-Wolf (2010) und Quindeau (2008) beziehen sich vor allem auf die von Freud postulierte Bisexualität des Menschen und die polymorph-perverse Ausgestaltung der infantilen Sexualität, um die Vielgestaltigkeit der Geschlechtsidentität und der Objektwahl als generelle Optionen der menschlichen Psyche zu begreifen. Indem das Polymorph-Perverse als basaler Ausgangspunkt der sexuellen Entwicklung genommen wird, läßt sich die Heterosexualität mit ihrem eindeutigen Geschlechtsverständnis als mögliches aber nicht notwendiges Ergebnis begreifen. Homosexualität und sexuelles Begehren außerhalb des genitalen Primats werden damit als gleichberechtigt anerkannt. Die unbewußten Identifikationsprozesse mit beiden Geschlechtern bleiben bis ins Erwachsenenalter erhalten und ermöglichen in der Regression die zeitweilige Aufhebung der rigiden Geschlechtergrenzen und entwerfen so das Bild einer entgrenzten Geschlechtsidentität.

Meines Erachtens läßt sich das transsexuelle Erleben allerdings nicht als so verstandene Geschlechtsidentität beschreiben und in der Therapie transsexueller Menschen sind unsere bekannten psychoanalytischen Konzeptionen

der Geschlechtsentwicklung und die Techniken zur Erforschung des Unbewußten für das Verständnis des Transsexuellen wenig hilfreich. Transsexuelle bezeichnen ihr transsexuelles Sein nicht als Wunsch oder Begehren, sie sagen also nicht: »Ich wäre lieber eine Frau/ein Mann«, oder: »Wenn ich eine Frau/ein Mann wäre, dann ...«, oder: »In meiner Phantasie stelle ich mir vor, daß ich den weiblichen/den männlichen Part einnehme«, etc. Die transsexuelle Identität stellt vielmehr eine Tatsache des wahrgenommenen Selbst dar, die sich in einem »ich bin« ausdrückt. Transsexuelle sagen: »Ich bin eine Frau/ich bin ein Mann.« Diese fundamentale Wahrnehmung ist eben gerade nicht mehrdeutig und kann im analytischen Prozeß in der Untersuchung unbewußten Materials nicht als etwas Gewordenes verstanden und auf eine Entstehungsgeschichte zurückgeführt werden. Auch die intensive psychoanalytische Untersuchung der Triebschicksale der infantilen Sexualität sowie der unbewußten Objektidentifizierungen und der aus diesen beiden Quellen sich bildenden Geschlechtsidentität zeigt, daß diese Inhalte nicht maßgeblich sind für das transsexuelle Erleben, dem anderen Geschlecht anzugehören. Das eigentlich Transsexuelle erscheint als wesentlich primärer. Offensichtlich erfassen die psychoanalytischen Konzeptionen von Geschlechtsidentität und auch Butlers performative Kategorie Geschlecht etwas anderes als die transsexuelle Selbstwahrnehmung, die besser als eine uns inne wohnende fundamentale Überzeugung, ein Mann oder eine Frau zu sein, beschrieben werden kann. Dieses basale Wissen über die eigene Geschlechtszugehörigkeit muß als unabhängig von der beschriebenen Mehrdeutigkeit der Geschlechtsidentität konzeptualisiert werden, denn die in regressiven Prozessen wahrnehmbare Identifikation mit beiden Geschlechtern stellt dieses fundamentale Wissen über das eigene Selbst nicht in Frage.[7] Die transsexuelle Identität ist, wie in vielen neueren Arbeiten betont, konfliktfrei und sie wird bewußt wahrgenommen (vgl. Rauchfleisch 2009; Senf 2008; Senf/Strauß 2009; Pfäfflin 2008; Stalla 2006). Konzipiert man – wie hier vorgeschlagen – das basale Wissen über die eigene Geschlechtszugehörigkeit als unabhängig von der mit unbewußtem Material behafteten Geschlechtsidentität, läßt sich in der psychoanalytischen Arbeit mit transsexuellen Personen die unbewußte Ausgestaltung ihrer Geschlechtsidentität sowie die psychosexuelle Entwicklung getrennt von ihrer transsexuellen Identität analysieren. Die durch die neueren psychoanalytischen Beiträge beschriebene Mehrdeutigkeit der Geschlechtsidentität läßt sich für transsexuelle Personen ebenso wie für nicht-

7 Dieses Wissen entspricht eher der von Bosinski genannten Bedeutungskonnotation für Geschlechtsidentität, der folgende Beschreibung anbietet: »Geschlechtsidentität ist ein basales, zumeist unhinterfragtes Selbstverständnis, eine Seinsform« (Bosinski 2000, S. 112).

transsexuelle Personen aufzeigen und in den unbewußten Konfigurationen transsexueller Personen finden sich eine Vielzahl von Objektbeziehungen und ödipalen Identifizierungen. Klinisch beeindruckt die Vielfalt der transsexuellen Lebensentwürfe. Sie sind hetero-, homo- oder bisexuell. Manche betonen äußerlich ihre Geschlechtsrolle, andere erscheinen eher androgyn. Sie sind unbewußt mit ihrer Mutter oder den väterlichen Figuren ihrer Kindheit identifiziert, haben verfolgende oder fürsorgliche innere Objekte, verfügen über eine reife oder unreife Abwehr etc. Hinsichtlich des Begehrens und der persönliche Ausformung der Geschlechtlichkeit sind eben auch Transsexuelle den oben beschriebenen Mechanismen der Aufrechterhaltung des eigenen Geschlechtsentwurfs unterworfen und ihre infantile Sexualität durchläuft die durch die Psychoanalyse beschriebenen Entwicklungsstufen. Die transsexuelle Identität scheint jedoch nicht Teil dieser Prozesse zu sein. Die jeweilige Ausgestaltung der geschlechtsbezogenen unbewußten Strukturen hängt nicht mit der basalen Erfahrung der Transsexualität zusammen.

Wenn also das Transsexuelle nicht als Teil des Begehrens und der frühen Objektbeziehungen verstanden werden kann, wo läßt es sich dann verorten? Hier soll die These vertreten werden, daß das fundamentale Wissen, eine Frau oder ein Mann zu sein, und somit auch das transsexuelle Wissen eine Frau oder ein Mann zu sein, einen Teil des Selbst darstellt und die Entstehung dieser basalen Geschlechtszugehörigkeit zeitlich mit der Entwicklung des Selbst zusammenfällt. In der Theory-of-Mind-Forschung wird zwischen dem »kategorialen Selbstkonzept« und dem »subjektiven Selbst« unterschieden. Die Forschungsgruppe um Peter Fonagy definiert das subjektive Selbst als »das Selbst als Akteur, als Ort der mentalen Urheberschaft« (Fonagy et al. 2008, S. 211). An anderer Stelle beschreiben sie das subjektive Selbst als die »bewußte introspektive Wahrnehmung unserer inneren Verfaßtheit« (ebd.). Das kategorieale Selbstkonzept beinhaltet demgegenüber Merkmale und Eigenschaften, die man sich selbst zuschreibt. Die transsexuelle Identität läßt sich im von Fonagy et al. definierten subjektiven Selbst ansiedeln, als Teil der primären Selbstwahrnehmung. Sie wäre dann im inneren Kern der Selbstidentität zu finden. Eine solche Verortung entspräche dem transsexuellen Erleben, in dem das so genannte Wunschgeschlecht eben nicht als Wunsch betrachtet wird, sondern als etwas, vor dem es kein Entkommen gibt, weil es im Selbst immer vorhanden ist. Mit der Tatsache des »ich bin« versucht das Subjekt im Verlauf des Lebens umzugehen, es in sich zu verbergen oder zum Ausdruck zu bringen. Die Konzeptionalisierung der transsexuellen Identität als Teil des subjektiven Selbst würde eine rein biologische Begründung der Transsexualität zurückweisen, ohne eine biologische Mitverursachung ausschließen zu müssen.

Das als Teil des Selbst postulierte fundamentale Wissen, eine Frau bzw. ein Mann zu sein, stellt zunächst eine Hypothese dar, die sich in der genauen Untersuchung der transsexuellen Identität als Erklärungsmodell entwickelt hat. Dabei bleibt vorerst offen, ob man sich diesen Selbstanteil bisexuell vorstellen sollte, also als einen Selbstanteil, der sich zunächst aus beiden Geschlechtern zusammensetzt. Das wäre im Einklang mit Freuds Idee einer konstitutionellen Bisexualität, die er von der psychischen Bissexualität abgrenzte (Freud 1905, S. 121, zit. n. Quindeau 2008, S. 34) und die eine Schnittstelle zwischen biologischer Körperlichkeit und sozialer Verursachung darstellen könnte. Die Entwicklung eines solchen Selbstanteils ließe sich als Prozeß während der primären Entstehung des psychischen Apparats denken. Eine genaue Vorstellung darüber, wie eine solche Struktur in der allerersten Entwicklung des Säuglings entsteht, kann derzeit nicht vorgelegt werden. Bestehende Theorien haben allerdings solche frühen Vorgänge bereits konzeptualisiert, so daß auf diese Konzepte zurückgegriffen werden kann. Für einen ersten theoretischen Entwurf scheint es zentral zu sein, den Selbstanteil *Geschlechtszugehörigkeit* zunächst als sich aufbauende psychische Struktur zu verstehen und nicht auf die inhaltliche Ausgestaltung dieses Selbstanteils zu fokussieren. Um sich einer Konzeptualisierung dieser psychischen Struktur anzunähern, ließe sich zum einen die Theorie der Entwicklung des Selbst, wie sie von der Forschungsgruppe um Peter Fonagy vorgelegt wurde, und zum anderen die Theorie der psychosexuellen Entwicklung und der Entstehung des Unbewußten von Jean Laplanche heranziehen. Fonagy et al. vertreten die These, daß auch das subjektive Selbst eine sich erst »entwickelnde und konstruierte Fähigkeit« (2008, S. 11) darstellt. Diese These steht im Widerspruch zu der Meinung anderer Autoren, die das subjektive Selbst als eine vorverdrahtete Fähigkeit ansehen, also als eine angeborene Fähigkeit. In ihrem Buch *Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst* wird von der Forschungsgruppe ausführlich dargelegt, wie das Subjekthafte im Menschen aus den sozialen Interaktionen mit anderen Menschen hervorgeht. Die fortwährenden affektiven Spiegelungen durch die Betreuungsperson, die dem Säugling Intentionalität unterstellen und seinem Handeln Sinnhaftigkeit zuschreiben, sind die Grundlage einer Ausdifferenzierung der zunächst ungeschiedenen inneren Reize des Säuglings. Erst die fortschreitende Kategorisierung dieser diffusen inneren Reize führt zu der Fähigkeit der Selbstwahrnehmung. In der sozialen Interaktion mit anderen lernt das Baby innen und außen zu unterscheiden, ein Gefühl für die eigene Urheberschaft zu erwerben und die eigenen mentalen Fähigkeiten als zu sich gehörig zu erleben. Psychoanalytisch gesehen legen Fonagy et al. eine Theorie der frühen Entwicklung des Selbst, des Aufbaus der Ich-Funktionen und der Entstehung der strukturellen Fähigkeiten vor. Die Theorie von Jean Laplanche (vgl. Laplanche 2004) fokussiert demgegenüber das Unbewußte, in der Freud'schen Terminologie das ES-hafte des Menschen. Für die vorliegende Arbeit ist vor allem seine Konzeption über die Entstehung des Triebhaften relevant. Entgegen der biologischen Fundierung des Triebs bei Freud entwirft Laplanche ein relationales Konzept für den nachgeburtlichen Entstehungsprozeß des Sexuell-Triebhaften während der ersten Lebensmonate des Säuglings. Der Trieb wird als interaktionell erworben konzeptualisiert und zwar in der von Laplanche so bezeichneten »Anthropologischen Grundsituation«. Hier begegnet das Neugeborene, das noch nicht über ein Unbewußtes verfügt, dem Erwachsenen mit seinem sexuellen Unbewußten. In der von Anfang an bestehenden Kommunikation sind die vom Erwachsenen ausgehenden Botschaften für das Kind rätselhafter Natur, weil in ihnen das Unbewußte des Erwachsenen kompromißhaft eingemischt ist. Das erwachsene Unbewußte ist bei Laplanche ein perverses Unbewußtes, das mit den Abkömmlingen der, ursprünglich von Freud postulierten, infantilen polimorph-perversen Triebe angefüllt ist. Das Rätselhafte kann nach Laplanche vom Kind nicht übersetzt werden. Im Gegenteil zieht der Versuch der Übersetzung notwendigerweise ein Scheitern der Übersetzung nach sich. Die nicht enträtselten Bedeutungen der Erwachsenenbotschaft bilden ihrerseits die Grundlage für den Aufbau des im Kind entstehenden Unbewußten, also den Beginn des Sexuell-Triebhaften im Kind.

Beide Entwürfe, Fonagys Selbst und Laplanches Unbewußtes, betonen die grundsätzliche interaktionelle Fundierung unseres Wesens und verneinen eine biologische a priori Gegebenheit von scheinbar bereits bei Geburt vorhandenen Ausstattungen des Menschen. Beide Theorien stellen eine erste theoretische Basis für die hier vorgeschlagene Hypothese bereit, das Wissen über die eigene Geschlechtszugehörigkeit und damit auch die transsexuelle Identität im Selbst zu verankern und sie als Teil einer interaktionell erworbenen psychischen Struktur zu begreifen. Die Entnaturalisierung des Geschlechtlichen, die Trennung von körperlichen Gegebenheiten einerseits und subjektivem Wissen über sich selbst andererseits, könnte eine Konzeption jenseits der Biologie ermöglichen, in der das Wissen, eine Frau oder ein Mann zu sein, als Entwicklungsleistung während des Aufbaus unseres Selbst in der primären Begegnung entworfen wird. Im Rahmen einer solchen Konzeptualisierung ließe sich die transsexuelle Identität tatsächlich als eine »Normvariante« (Rauchfleisch 2009, S. 9) verstehen.

Literatur

Becker, Sophinette; Bosinski, Hartmut A.G.; Clement, Ulrich; et al. (1997): Standards der Behandlung und Begutachtung von Transsexuellen. Zeitschrift für Sexualforschung 10, 147–156.
Bosinski, Hartmut A.G. (2000): Determinanten der Geschlechtsidentität. Neue Befunde zu einem alten Streit. Sexuologie 7(2/3), 96–140.
Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
Butler, Judith (2001): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Kap. 5.: Melancholisches Geschlecht/Verweigerte Identifizierung. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 125–141.
Fausto-Sterling, Anne (1993): The five sexes. Why male and female are not enough. The Sience, March/April 1993, 29–25.
Fausto-Sterling, Anne (2000): The five sexes, revisited. The Sience, July/August 2000, 18–23.
Fels, Eva (2005): Auf der Suche nach dem dritten Geschlecht. Bericht über eine Reise nach Indien und über die Grenzen der Geschlechter. Wien (Promedia).
Fonagy, Peter; Gergely, György; Jurist, Elliot L. & Target, Mary (2008): Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst. Stuttgart (Klett-Cotta).
Gizewski, Elke Ruth (2009): Konform mit dem »gefühlten« Geschlecht. Psychotherapie im Dialog 10, 55–58.
Goldner, Virginia (1994): Gedanken zu einer kritischen Relationstheorie der Geschlechtsidentität. In: Benjamin, Jesicca (Hg.): Unbestimmte Grenzen. Beiträge zur Psychoanalyse der Geschlechter. Frankfurt a.M. (Fischer), S. 211–243.
Heenen-Wolff, Susann (2010): Sexualität, Bisexualität und Homosexualität in der Freudschen Psychoanalyse. Texte 1/2010.
Heinemann (1998): »Fakafefine«: Männer, die wie Frauen sind. Inzesttabu und Transsexualität in Tonga (Polynesien). Psyche – Z Psychoanal 52, 472–498.
Jaenicke, Chris (2006): Das Risiko der Verbundenheit – Intersubjektivitätstheorie in der Praxis. Stuttgart (Klett-Cotta).
Kämmerer, Tanja (2010): Weder Mann noch Frau. Hijras – Eine Untersuchung zum Dritten Geschlecht in Indien. Marburg (Tectum Verlag).
Laplanche, Jean (2004): Die rätselhaften Botschaften des Andern und ihre Konsequenzen für den Begriff des »Unbewußten« im Rahmen der Allgemeinen Verführungstheorie. Psyche – Z Psychoanal 58, 898–913.
Laqueur, Thomas (1992): Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis zu Freud. Frankfurt a.M., New York (Campus).
Nanda, Serena (1990): Neither Man nor Women. The Hijras of India. Belmont (Wadsworth Publishing Company).
Nieder, Timo O. & Richter-Appelt, Hertha (2009): Neurobiologische Korrelate bei Geschlechtsidentitätsstörungen. Psychotherapie im Dialog 10, 59–62.
NZZ Online (20.04.11): Eigenartige Begebenheiten der dritten Art. URL: http://www.nzz.ch/nachrichten/kultur/aktuell/eigenartige_begebenheiten_der_dritten_art_1.7309866.html (Stand: 16.4.2011).
Orange, D.M.; Atwood, G.E. & Stolorow, R.D. (1997): Intersubjektivität in der Psychoanalyse. Kontextualismus in der psychoanalytischen Praxis. Übers. von E. Vorspohl. Frankfurt a.M. (Brandes & Apsel) 2001.
Person, E.S.¬†& Ovesey, L. (1993): Psychoanalytische Theorien zur Geschlechtsidentität. Psyche – Z Psychoanal 47, 505–529.
Pfäfflin, Friedemann (2008): Transsexuelles Begehren. In: Springer, Anne; Münch, Karsten & Munz, Dietrich (Hg.): Sexualitäten. Gießen (Psychosozial-Verlag), S. 311–330.

Quindeau, Ilka (2008): Sexualität und Geschlecht – polymorph-pervers oder männlich/weiblich? In: Springer, Anne; Münch, Karsten & Munz, Dietrich (Hg.): Sexualitäten. Gießen (Psychosozial-Verlag), S. 31–52.
Rauchfleisch, Udo (2009): Transsexualität – Transidentität. Begutachtung, Begleitung, Therapie. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht).
Richter-Appelt, Hertha (2009): Intersexualität und Begehren. In: Springer, Anne; Münch, Karsten & Munz, Dietrich (Hg.): Sexualitäten. Gießen (Psychosozial-Verlag), S. 331–346.
Senf, Wolfgang (2008): Transsexualität. Psychotherapeut 53, 316–327.
Senf, Wolfgang & Strauß, Bernhard (2009): Geschlechtsidentität. Psychotherapie im Dialog 10, 3–11.
Stalla, Günter K. (2006): Therapieleitfaden Transsexualität. Bremen (Uni-Med).
Stolorow, R.D.; Atwood, G.E. & Brandchaft, B. (1994): The Intersubjective Perspective. New York, London (Jason Aronson).
Vetter, Brigitte (2007): Sexualität: Störungen, Abweichungen, Transsexualität. Stuttgart (Schattauer).
Vilain, E.: Expert Interview Transcript: Eric Vilain, MD, PhD. In: Annenberg Learner, Biology of Sex and Gender, Unit 11. URL: http://www.learner.org/channel/courses/biology/units/gender/experts/vilain.html (Stand: 16.4.2011).
Wilchins, Riki (2006): Gender Theory. Eine Einführung. Berlin (Querverlag).